

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 53.

Größte und meistverbreitete Zeitung

der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 53.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeilage täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund“, wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein-Bauernfreund“ und das St. Quirinus-Blatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —



Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem lauffähigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neugefaltete Seite oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die vierspaltige Reklameseite 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6 Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 508.

Redaktion: J. J. Grunau.

Freitag, 19. September 1913. (Januarus. 4)

Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß 40. Jahrgang.

sc. Der rote Doktor Eisenbart.

Hat schon einer mal sagen hören, daß es einem Menschen dann am besten ginge, wenn er möglichst wenig Geld verdiente, oder daß die Existenz dann am gesicherteren wäre, wenn die Grundlage der Existenz möglichst wenig wert wäre! Man würde darüber lachen und sagen, ein Mann, der so etwas behauptet, gehöre ins Tollhaus. Und doch gibt es eine große Partei in Deutschland, die derartige Tollheiten allen Ernstes der Menschheit vorzureden sucht. Allerdings mit Unterschied. Ihren Anhängern in der Stadt wird die Sozialdemokratie es nicht vorzuschultern wagen, daß ihre Lage dann am besten wäre, wenn ihr Einkommen möglichst gering wäre; da würde sie schon ankommen. Aber die Bauern hält die Sozialdemokratie für dumm genug, um ihnen solchen Unsinn vorzureden.

In der Stadt schimpft die Sozialdemokratie in einem fort über die Preise und die Produzenten der Lebensmittel. Insbesondere wütet sie fortwährend gegen den Schutzoll, weil dieser die Preise der Lebensmittel erhöhe. Infolge dieser fortgesetzten Heberei ist die Sozialdemokratie bei den Bauern in einen ziemlich üblen Ruf gekommen, denn die Bauern sind die Produzenten der Lebensmittel und sie müssen vom Verkauf ihrer Produkte leben. Trotzdem sucht die Sozialdemokratie auch die Bauern für ihre Partei zu gewinnen. Wie fängt sie das nun an? Ihre Schimpferei gegen den Schutzoll und die Lebensmittelpreise kann sie nicht leugnen, und um an dieser unangenehmen Tatsache vorbeizukommen, behauptet sie red und dreist auch bei den Bauern: „Auch für euch Bauern ist der Schutzoll nur von Schaden.“ Nun begreife mal einer diese Logik! Also einerseits soll der Schutzoll die Preise der landwirtschaftlichen Produkte erhöhen, und andererseits sollen die Bauern, also die Verkäufer der landwirtschaftlichen Produkte, nur Schaden durch den Schutzoll haben. Nach dem famosen Gedankengang der Sozialdemokratie müßte man also folgende Schlussfolgerungen ziehen: Der Schutzoll erhöht die Preise der landwirtschaftlichen Produkte — die Bauern erhalten als Verkäufer dieser Produkte infolge des Schutzolls bessere Preise — ohne Schutzölle wären die Preise bedeutend niedriger — die Schutzölle sind ein großer Schaden für die Bauern — der Bauer steht sich am besten, wenn die Preise möglichst niedrig sind und er möglichst wenig verdient. Wahrlich, einen prächtigeren Doktor Eisenbart kann man sich nicht denken. Und dieses famose Rezept sucht der rote Quackfalter allen Bauern als das einzig richtige anzupreisen. Denn wenn die Sozialdemokratie sich auch nach Kostäuscherart immer nur gewisse Zölle für ihre „Verweise“ herauslucht, so ist sie laut Programm doch gegen alle Schutzölle, gleichviel welcher Art, selbst wenn die Schutzölle ausschließlich den kleinen Bauern zugute kommen würden.

Der rote Doktor Eisenbart will aber auch die Existenzgrundlage des Bauernstandes kurieren. Die Existenzgrundlage ist für den Bauern der Grund

Bestellen Sie



rechtzeitig das Abonnement auf unsere Zeitung und Sie werden über un-
pünktliche Zustellung
nicht zu klagen haben.

und Boden, wie für den Arbeiter seine Arbeitskraft, für den Kaufmann sein Geschäft, für den Industriellen sein Unternehmen. Würde nun vielleicht die Sozialdemokratie dem Arbeiter, dem Kaufmann, dem Industriellen sagen: Ihr steht euch am besten, wenn eure Existenzgrundlage nichts wert ist? Das würde sie gewiß nicht riskieren, denn sie würde dann sicher den Rat bekommen, solche Scherze lieber im Zirkus vorzutragen. Die Bauern aber hält die Sozialdemokratie wieder für dumm genug, sich den Unsinn vorreden zu lassen: „Für euch Bauern ist es am besten, wenn eure Existenzgrundlage möglichst wenig wert ist.“ Sonst behauptet die Sozialdemokratie in ihren städtischen Versammlungen immer: Wie sehr die Zölle den Landwirten nützen, sieht man an der steigenden Rentabilität der landwirtschaftlichen Unternehmungen, was auch in dem steigenden Wert der landwirtschaftlichen Unternehmungen zum Ausdruck kommt. Die Steigerung des Bodenwertes ist das beste Zeichen für die Rentabilität. Wiederum eine törichte Logik. Nach dem sozialdemokratischen Gedankengang müßte es also bei den Bauern heißen: Die Schutzölle steigern die Preise der Pro-

dukte — dies erhöht die Rentabilität der Landwirtschaft — dies zeigt sich in der Wertsteigerung der landwirtschaftlichen Unternehmungen — die Rentabilität und die Wertsteigerung ist für die Landwirtschaft ein Unglück — jede Preissteigerung der Produkte bewirkt auch eine Preissteigerung des Bodens — jede Preissteigerung der Produkte ist für die Landwirtschaft ein Unglück — die Landwirte stehen sich am besten, wenn sie möglichst niedrige Preise erhalten, wenn ihre Wirtschaft möglichst unrentabel ist und wenn ihre Existenzgrundlage möglichst wenig wert ist.

Man stelle sich einmal vor, jemand würde zu einem Kapitalisten oder zu einem Haus- und Grundbesitzer sagen: „Dein Geld oder dein Haus oder dein Stück Land ist für dich nur eine Last. Es wäre für dich viel besser, wenn du kein Vermögen hättest. Ich will dir deshalb den Gefallen tun und dir deinen Besitz abnehmen.“ Jedermann würde sich für dieses menschenfreundliche Angebot gewiß herzlich bedanken. Den Bauern aber macht unser roter Doktor Eisenbart allen Ernstes solche Vorschläge. So hieß es z. B. in der sozialdemokratischen „Neuen Zeit“ (1912, Nr. 17): „Den be-

drängten Kleinbauern kann nur auf dem Wege der Aufhebung des Privateigentums Hilfe gebracht werden. Das freie Eigentum ist dem Bauern eine Quelle steter Sorgen und Plagereien!“ Nach diesem tiefgründigen Satz wäre also der Besitz und das Eigentum für die Bauern nur eine unglückliche Last, von der sie möglichst bald befreit werden müßten. Fürwahr, der seltsame Doktor Eisenbart wird hier von seinem roten Nachfolger bei weitem übertroffen.

Aber es kommt noch schöner. Denn nach der Meinung unseres Doktors Eisenbart wäre es für den Bauern am allerbesten, wenn er überhaupt vollständig zugrunde ginge. Die großen Führer der Sozialdemokratie, wie Marx, Liebknecht, Engels, haben es oft genug ausgesprochen, daß unter Bauernstand durch die ausländische Konkurrenz ruiniert werden müsse. Nur der Schutzoll konnte den Bauernstand vor diesem Ruin bewahren. „Das amerikanische Getreide expropriert (entzieht) den Bauern und stößt ihn ins Proletariat hinab“, sagte Liebknecht. „Es ist noch übergenug Steppenland vorhanden, um den ganzen europäischen Grundbesitz zu ruinieren und den kleinen (!) obendrein“, sagte Engels. „Die Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution“, sagte Marx. Trotzdem aber erdreisten sich die roten Bauernführer, auf dem Lande den Bauern vorzuschwindeln, daß der Schutzoll immer nur von Schaden für sie gewesen sei. Hiernach hätten wir also schließlich noch folgenden famosen Gedankengang: Die schrankenlose Auslandskonkurrenz mußte unser Bauernstand ruinieren — der Schutzoll konnte diesen Ruin verhindern — der Schutzoll war von jeher ein Schaden für den Bauernstand — es war ein Schaden für den Bauernstand, daß sein Ruin verhindert wurde — der Bauernstand steht sich am besten, wenn er zugrunde geht.

In solchen Werbetexten besteht also die „Heilmethode“ des roten Doktors Eisenbart. Jedenfalls haben seine Rezepte das eine für sich, daß sie unfehlbar wirksam sind, denn auf jeden Fall bringen sie den Patienten um und befördern ihn auf schnellstem Wege in ein besseres Jenseits. Wer also Lust hat, mag sich von diesem Quackfalter das erlösende Rezept aussuchen lassen. Wir glauben aber, daß sich wenige Bauern finden werden, die sich durch die „Lustgerecht“ gedruckten Lebensarten des roten Doktors Eisenbart überbieten lassen. Wir glauben vielmehr, daß die Bauern es sich ganz entschieden verbitten, für so dumm gehalten zu werden, als wenn sie nicht merkten, was von der sozialdemokratischen Salbabererei zu halten ist.

Kein Strafporto mehr.

Recht arge Uebelstände haben sich vielfach daraus ergeben, daß deutsche Firmen häufig Strafporto für Briefe zahlen müssen, die nach der deutschen Gewichtsgrenze gar nicht strafportpflichtig wären, vom Abfertigenden, nach dessen Bestimmungen sie strafportpflichtig sind, aber gar nicht be-

Das französische Staatsoberhaupt auf Reisen.

Der „Matin“ verrät seinen Lesern, wie Herr Poincaré gegenwärtige Reise nach der ehemaligen französischen Grafschaft und Provinz Limousin inszeniert wird, und wie schon seit sechs Wochen Herr Dubail, der Mann, der alle Reisen des Präsidenten arrangiert, ruhelos zwischen Paris und dem Limousin hin und her pendelt, um alle Vorbereitungen für den Durchzug der Karawane Poincaré zu treffen. Denn um eine Karawane handelt es sich in der Tat. In vierzig offenen Automobilen wird der Präsident mit seinem Gefolge durch die Lande fahen. Die Wagen wurden von Privatleuten des Departements, die besucht werden sollen, und von Pariser Mitgliedern des Automobilklubs zur Verfügung gestellt. Da aber vierzig hintereinander fahende Automobile auf den Landstraßen einigen Staub aufzuwirbeln pflegen, hat man beschloffen, daß die Wagen in Abständen von je 150 Meter fahren sollen. Das ergibt einen Wagenzug von sechs Kilometer Länge.

Zuerst wollte man, um eine etwas geschlossener Prozession zustande zu bringen, Riesenautos, die statt je vier je zwanzig Passagiere aufnehmen können, benutzen; da jedoch einige Hängebrücken, die passiert werden müssen, solche Wagenlasten nicht tragen könnten, hat man den schönen Plan wieder aufgeben müssen. Die vierzig Automobile werden in drei Gruppen geteilt. Gruppe A umfaßt zehn Wagen. An der Spitze, zwei Kilometer voraus, fährt der Wagen des allmächtigen Herrn Dubail und seiner Gefolgsleute. Dann folgt der Wagen der heiligen Hermandad; darauf der der Zeremonienmeister.

Und nun kommt der Wagen des Präsidenten mit Herrn und Frau Poincaré und etwaigen Gästen, die sie zur Mitfahrt einladen. Weiter schließen sich an der Wagen der Deputationsmitglieder des

die Wagen der Senatoren und Abgeordneten der zu durchfahrenden Departements. An der Grenze eines jeden Departements, die durch einen Triumphbogen aus Laubgewinde gekennzeichnet wird, steigen die Passagiere der letzten Wagen aus, um anderen Herren Platz zu machen; es werden zum Beispiel die Vertreter der Haute-Vienne abgesetzt, damit die der Creuse mitfahren können. In derselben Weise werden die Präsidenten aus- und eingeschifft. Die Gruppe B bilden zehn Wagen der Pariser Presse, die Gruppe C die Wagen verschiedener Vereine und der Provinzpresse. Die Landstraßen werden von der Gendarmerie bewacht, und der Verkehr ist während der Durchfahrt des Präsidenten nach beiden Richtungen hin lahmgelegt. Herr Poincaré hat hier offenbar von seinem hohen Verbündeten, dem Zaren, gelernt.

An jedem Kreuzweg steht ein Art Bahnwärter mit einer Fahne, der dem Präsidenten den rechten Weg zeigt. Fünfhundert Meter etwa vor jedem Haltepunkt wird eine weiße Fahne gehißt. Die ersten Wagen verlangsamen dann die Fahrt, die anderen schließen sich an und die Karawane zieht in geschlossenem Zuge in die Stadt oder in das Dorf ein. Sollte durch irgendeinen nicht vorhergesehenen Zwischenfall ein unvermutetes Halten notwendig werden, so schwingt der Oberzeremonienmeister Mollard eine grüne Fahne, worauf alle Wagen zu stoppen haben.

Eine besondere Sorgfalt erfordert die Beförderung des Gepäcks. Man bedenke, daß alle Zivilisten der Karawane einen Frackanzug, einen Rockanzug, einen Jackettanzug und einen Reiseanzug mitnehmen müssen, und ein bißchen Wäsche wird man für die zehn Reisetage schließlich auch brauchen. Das Gepäck wird nun, da man nicht Autos damit beladen kann, durch einen Sonderzug von einer Reisetappe zur anderen gebracht werden; am Abend finden es die Reisenden dann immer in ihren Zimmern vor; alle Koffer werden, damit keine Verwechslungen vorkommen, mit besonderen Etiketten versehen, die der Gruppe A

mit dreifarbigem, die der Gruppe B mit blau-rottem, die der Gruppe C mit blauem. Schließlich sei noch erwähnt, daß die Kolonne während der ganzen Fahrt von Radfahrern begleitet wird; sie haben die Aufgabe, die Depeschen des Präsidenten und seines Gefolges entgegenzunehmen und sie zu den nächsten Telegraphenstationen zu befördern. Unter den Reisen der Staatsoberhäupter bildet diese originelle Fahrt des Präsidenten der französischen Republik unbedingt ein Novum.

Asche als Brennmaterial.

(Nachdruck verboten.)

Kaum irgend eine unserer Feuerungsanlagen ist imstande, die ihr in Form von Kohle zugeführten Brennstoffe soweit auszunützen, daß nicht unverbrennte Kohlentelchen durch den Kof fallen. Selbst bei günstig arbeitenden Feuerungen ist man im allgemeinen gut zufrieden, wenn der in der Feuerungsasche in Gestalt kleiner Kofstückchen noch enthaltene Kohlenstoff nicht mehr als zehn bis zwanzig Prozent der gesamten Abgänge ausmacht. Kann doch der Gehalt an solchen bei stark angestregten Feuerungen auf sechzig bis sechzig Prozent steigen. Nimmt man an, daß im Durchschnitt nur fünf Prozent der Industriekohlen unverbrennt durch den Kof gehen, was keinesfalls zu hoch gegriffen ist, so ergibt das allein für Deutschland, dessen Industrie jährlich etwa sechzig bis achtzig Millionen Tonnen Kohlen verbraucht, eine Kohlenmenge von mindestens vier Millionen Tonnen, die nutzlos abgeht und einen Wert von rund vierzig Millionen Mark darstellt, der dem Nationalvermögen verloren geht.

Da kommt nun ein neues Verfahren zuvallen, welches bezweckt, alle noch in der Asche enthaltenen Kohlentelchen von dieser abzutrennen, um sie dann nutzbar zu machen. Das Verfahren beruht darauf, daß man eine Flüssigkeit herstellt, deren

spezifisches Gewicht ebenso groß oder noch etwas größer ist, wie das der Kohle. Da nun Kohle leichter ist als mineralische Asche, so schwimmt erstere, in eine derartige Flüssigkeit gebracht, auf dieser, während die Asche zu Boden sinkt. Es findet also eine vollständige Trennung beider statt, wobei die Kohlen oben abgeschwimmt werden, während die Asche mittels einer Schnecke am Boden ausgehoben wird. In einer nach diesem Verfahren arbeitenden Separation, welche verfahrensweise angelegt wurde, hat man aus zweitausend Tonnen Feuerungsrückständen über achtundert verkofte Kohle gewonnen. Hierbei waren rund fünfhundert Tonnen in Korngrößen von sieben bis fünfzig Millimeter, welche ein sofort verwendbares vorzügliches Feuerungsmaterial abgaben, wohingegen der Kofgrus von 0 bis sieben Millimeter zu Bricketts verarbeitet oder in Kofstaubfeuerungen sowie in Generatoren benutzt werden kann.

Während vordem die Fortschaffung der Asche meist große Kosten verursachte, läßt sich also jetzt ein erheblicher Teil derselben in Kofform als Brennstoff verwerten. Aber auch die zurückbleibende reine Asche läßt sich jetzt leichter abgeben bzw. weiter verarbeiten, da sie ein ausgezeichnetes Material zur Herstellung von Beton, Mauersteinen und Mörtel bildet, wozu sie bisher kaum zu benutzen war, weil die beigemengte Kohle sich nur schwer mit einem Bindemittel vereinigte, sondern im Gegenteil stets dem Zerfall und der Staubbildung zuneigte. Auch zum Anfüllen der Wege und Straßen sowie als Versahmaterial zum Füllen der abgekoften Räume in Bergwerken wird die reine Asche gern verwendet.

Dieses zeigt uns wieder, wie die Chemie im Verein mit der Technik beständig und auch erfolgreich bemüht ist, selbst aus den unscheinbarsten und vielfach lästigen Abfallstoffen auf ihre Weise Gold zu machen.

Z. J. R.

anstande worden sind. Mehrfach sind daher schon die berufenen Vertreter der deutschen Geschäftswelt an das Reichspostamt mit dem Wunsche auf Abschaffung des Straßporto für unfrankierte Briefe herangetreten. Eine Befriedigung dieser Uebelstände hat sich nun nicht als angängig gezeigt, so lange nicht die einschlägigen Postgesetze wieder in allen Ländern einheitlich gestaltet sind. Dies dürfte aller Voraussicht nach auf dem nächsten Kongreß des Weltpostvereins im Jahre 1914 in Madrid geschehen. Die deutsche Reichspost- und Telegraphenverwaltung beabsichtigt daher, auf diesem Kongreß den Antrag zu stellen, daß das Straßporto für unfrankierte Briefe im Auslandsverkehr eine Ermäßigung erfährt. Der Betrag, der als Straßporto für unfrankierte Auslandsbriefe in Anrechnung kommt, stellt sich meist bedeutend erheblicher als der im Inlandsverkehr, da das Gewicht bei den Briefen im Verkehr mit fremden Ländern eine wesentliche Rolle spielt.

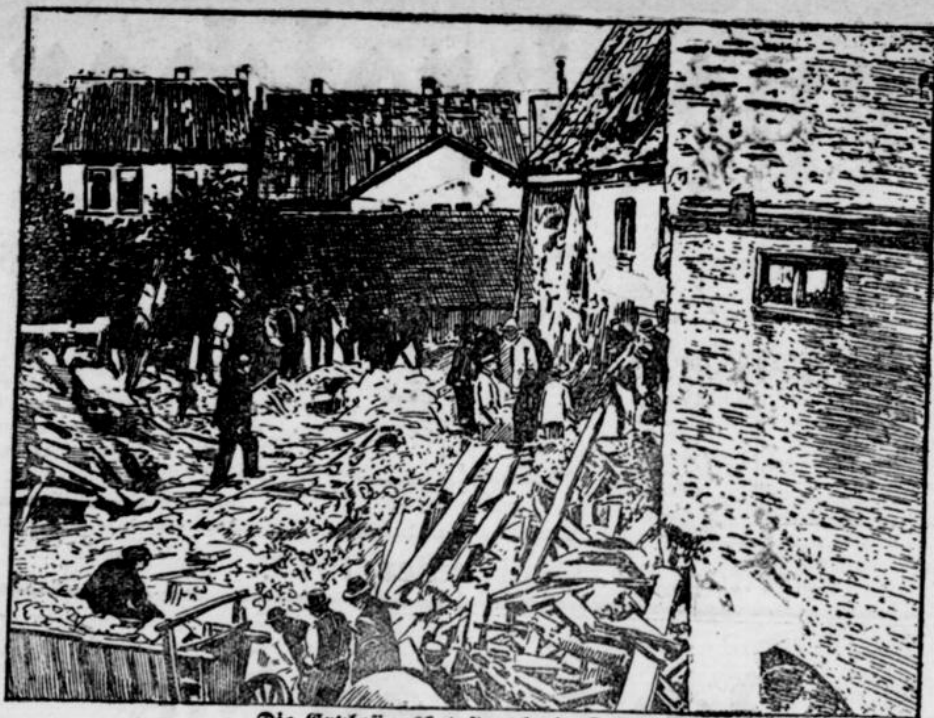
Eine Ermäßigung des Straßporto für unfrankierte Briefe im deutschen Inlandsverkehr dürfte aber, wie verlautet, zunächst nicht in Aussicht stehen. Immerhin wirken auch hier die geltenden Bestimmungen über das Straßporto vielfach ziemlich ungerecht. So muß beispielsweise der Absender einer dem Ortsporto unterliegenden Sendung, wenn deren Adressat zeitweilig abwesend ist und die Annahme der nachgeordneten und dadurch Straßportpflichtig gewordenen Sendung verweigert, Straßporto zahlen, ohne daß der Brief überhaupt bestellt worden ist. Ferner werden die laut Avers abgelösten Zuschriften von Behörden unter Umständen im Auslande als unfrankiert behandelt und mit bisweilen hohem Straßporto belegt. Mit Recht wird betont, daß einerseits das Straßporto viel höher ist, als es die durch Beförderung von unfrankierten Briefen der Post entstehenden kleinen Mehrarbeiten und Ausfälle rechtfertigen, und daß die angeblich „erzieherische Wirkung“ des Straßporto illusorisch sei, weil sie stets den Unschulbigen treffe.

Unfrankierte Briefe sollten daher zunächst nicht weiter befördert, sondern an den Absender zurückgegeben und von diesem eine Straßportgebühr, jedoch höchstens von nur je 5 Pfennig, erhoben werden. Nur wenn der Absender eines unzureichend frankierten Briefes nicht feststellbar ist, sollte, wie bisher, das Straßporto vom Adressaten erhoben werden; doch dürfte die Zahl dieser Fälle prozentual sehr gering sein. Es wäre zu wünschen, daß der nächste Weltpostkongreß sich auch mit einer entsprechenden Neuordnung der Straßportbestimmungen, sowohl im nationalen als auch im internationalen Postverkehr, befaßt.

T. S. R.

AK. Das kirchliche Handbuch

hat seinen vierten Gang in die Öffentlichkeit gemacht; auch dieser vierte Band berichtet über einen Zeitraum der letzten zwei Jahre, da, wie es im Vorwort heißt, die für ein jährliches Erscheinen erforderliche Zahl von Abnehmern bisher leider noch nicht erreicht wurde. Und dabei handelt es sich um ein Buch, das dem Geistlichen wie dem Laien, dem Parlamentarier wie dem Redakteur, dem Seelforger wie dem Vereinsleiter Aufschlüsse gibt über alle Interessen des katholischen Volksteils. Man braucht sich da nur die Namen der Bearbeiter der einzelnen Teile des Handbuchs zu vergegenwärtigen: Da finden wir Domvikar P. Weber für die Organisation der Gesamtkirche und der katholischen Kirche in Deutschland, Professor Dr. A. Hilling für kirchenrechtliche Gesetzgebung und Rechtspflege, Domdekan Prof. Dr. Selbst für die Rundschau über das kirchliche Leben in den Reichsteilen, Vater S. Krose S. J. für die kirchliche Statistik Deutschlands, Dr. Brünning für die konfessionelle Seite des Unterrichtswezens, Generalsekretär J. Weidmann für die karitative-soziale



Die Explosionskatastrophe in Koburg.
Das eingestürzte Haus.

Tätigkeit der deutschen Katholiken und Vater S. J. für die katholische Heidenmission.

Wenn man vielleicht da oder dort der Meinung war, daß die einzelnen Bände Wiederholungen bringen müßten, was übrigens bei einem auf Tatsachenmaterial aufgebauten kirchlich-statistischen Buche fast unvermeidlich scheint — so wird man an diesem vierten Band die Beobachtung machen, daß Wiederholungen auf ein sehr geringes Maß eingeschränkt sind und der neue Band sich darstellt als eine völlige Neubearbeitung des ganzen Stoffes.

Von besonderem Interesse ist der moralstatistische Abschnitt (S. 245—267), zumal konfessioneller Haß den Katholiken nicht selten den verlegenden Vorwurf der sittlichen Inferiorität macht. Wer eine gewisse Presse und ihre regelmäßig wiederkehrenden, mit sogenanntem moralstatistischem Material aufgepumpten Angriffe kennt, wird dem Herausgeber besonders für dieses Kapitel dankbar sein.

Mit Recht schickt er auch ein paar Bemerkungen allgemeiner und grundsätzlicher Art voraus, die bei dem Unfug, der mit der Moralstatistik ständig getrieben wird, nicht überflüssig sind:

„Das, was man jetzt gewöhnlich Moralstatistik nennt, ist nichts als eine Statistik der Immoralität, aber auch bei weitem nicht eine Statistik der gesamten sittlichen Verfehlungen — die ist überhaupt unmöglich —, sondern nur eine Zusammenstellung gewisser besonders auffälliger moralischer Defekte, die sich leichter zahlenmäßig feststellen lassen. Es handelt sich also nur um einen engen Kreis negativer Symptome des sittlichen Lebens, die schon wegen ihrer Unvollständigkeit einen Rückschluß auf die Sittlichkeit der Bevölkerung oder Bevölkerungsgruppe im ganzen verbieten (S. 246).“

Die moralstatistischen Probleme sind so schwierig und verwickelt und noch so wenig erforscht, daß bei der Beurteilung der Zahlenergebnisse die äußerste Vorsicht vorzuziehen ist. Um so mehr ist zu bedauern, daß die konfessionelle Polemik sich dieses Gegenstandes bemächtigt hat und immer wieder die ruhige Erörterung stört, die man den Fachleuten überlassen sollte. Es liegt diesen leidenschaftlichen Polemiken die verkehrte Vorstellung zugrunde, als ob die Feststellung der weniger günstigen Stellung einer Konfessionsgemeinschaft auf dem einen oder andern Gebiet der Moralstatistik den Vorwurf moralischer Minderwertigkeit für die Konfessionsge-

nosien oder ihr Bekenntnis in sich schließe. Das folgt natürlich gar nicht und doch wird gerade gegen die Katholiken immer wieder dieser beleidigende Vorwurf erhoben und zwingt sie zur Verteidigung“ (S. 248).

Und die Katholiken haben die Untersuchung ihrer moralstatistischen Zahlen nicht zu scheuen. Krose untersucht die Zahlen betreffs des Geburtenrückganges, der unehelichen Geburten, die Kriminalität, der Selbstmorde und Ehescheidungen und kommt zu dem Resultat:

„Im ganzen wird man aus diesem Kapitel über das sittliche Leben den Schluß ziehen dürfen, daß der katholische Volksteil unter der Gesamtheit der deutschen Bevölkerung nicht ungünstig dasteht in sittlicher Beziehung und daß daher der empörende Vorwurf sittlicher Inferiorität . . . in der Statistik keine Bestätigung findet. Die Freude und Genugtuung über dieses Ergebnis wird aber beeinträchtigt durch die Wahrnehmung, daß in den letzten Jahren fast in allen Beziehungen eine Wendung zum Schlimmern eingetreten ist“ (S. 266 f.).

So faßt das Handbuch die Ergebnisse der Statistik fest ins Auge, um zu zeigen, wo es gilt Hand anzulegen und wird so für die Seelforge ein Wegweiser zu neuen Gegenwartsaufgaben.

M.C. Die deutsche Sprache in den Kameruner Missionsschulen.

Von Vater Hoffmann, Pallottiner.

Wenn das deutsche Volk sich entschlossen hat, seine Rationalisierung in einer Spende für die Missionen in den Kolonien zum Ausdruck zu bringen, so ist das schon deshalb gerechtfertigt, weil Handel und Verkehr und vor allem die Geistesbildung der eingeborenen Bevölkerung von der Mission einen großen unerschöpflichen Nutzen haben. Der Missionar freilich steht sein höchstes Ideal stets in der Einpflanzung des Kreuzes Christi in die Menschenherzen. Er will die religiös-sittliche Erhebung des Neger, seine Einlenkung auf die ewigen Güter. Aber er tut auch gern die Arbeiten, die dem Vaterlande nützen, wenn sie mit der Missionstätigkeit in Beziehung stehen. So ist es besonders bei seiner Schularbeit. Das Christentum wird tiefer erfaßt, je mehr Geistesbildung den Weg gebnet. Diesen Erfahrungssatz haben

ergrauten Missionare immer wieder ausgesprochen. Gerade hermit aber wurde in den deutschen Kolonien deutsche Gefinnung und deutsche Sprache verbreitet, dem Neger eine große Menge brauchbarer Angewandter vorgebildet. Es ist der Ruhm des katholischen Missions, daß sie hierin stets Erstlings geleistet.

Auch in Kamerun ist sie, sowohl was die Qualität der Schulleistungen angeht als auch in Pflege der Handwerke an der Spitze. Freilich waren die Pallottiner — bisher als einzige Vertreter der Katholiken auf dem Plane — aus leicht verständlichen Gründen noch nie in der Lage, auch nur ein Fünftel der Mittel aufzubringen, die die drei protestantischen Missionen in ihrem Jahresbudget führen (700 000 bis 800 000 Mark). So stehen sie diesen heute an Zahl der angestellten Lehrer und der Schulen bei weitem nach. — Wenn irgendwo, so ist darum hier ein stärkeres Einsetzen des materiellen Rückhaltes zu wünschen. — Desto anerkennenswerter ist es, wenn die mit Arbeit überhäuften Missionare trotzdem bei den offiziellen Prüfungen bisher immer die höchsten Prämien erzielten, also auch die besten Leistungen aufzuweisen hatten. Bekanntlich werden diese in Logo und Kamerun von der Regierung für die Förderung der deutschen Sprache bewilligt und auf die Missionen je nach ihren Leistungen in dieser Hinsicht verteilt.

Gleichwohl wird vielleicht mancher kritisch veranlagte Geist in dem dort gepflegten Deutsch ein ähnliches Produkt vermuten, wie es das weltberühmte oder besser berüchtigte Neger-Englisch repräsentiert. Gewiß ist richtig, daß bei diesem Unterricht ein mehr oder weniger herauskommt, je nach den Fähigkeiten des einzelnen. Das um so mehr, als auch der heimische Schulzwang im Lande der Urwälder und Savannen noch länger ein Ideal oder aber ein ferner Schreden bleiben wird. Auch ist richtig, daß an und für sich im Interesse der Mission mehr die Pflege der Eingeborenenprache liegt als die der deutschen. Aber in einer Kolonie, wo die beherrschende Klasse die deutsche Sprache spricht und schreibt, muß auch Deutsch gelehrt werden. Dazu drängt auch das Volk. Denn das ist ihnen — nicht ganz mit Unrecht — heutzutage der Anbegriff aller Fortkommensmöglichkeit: deutsch sprechen zu können wie ein Weißer. „Ich muß sprechen können wie ein Weißer“, erklärte mir so ein farbiger Weisheitsmann und es wollte ihm nicht einleuchten, daß er Deutsch nie so gut können werde wie seine Mutterprache.

Daß es auch noch andere Wissenschaften gibt als Deutsch lernen, muß der lerneifrige Kameruner Junge sich erst ein dutzendmal vor Augen lassen, bis er es glaubt. Die Mission würde sich also eines sehr zugräftigen Mittels bedienen, wollte sie nicht der Zeitlage entsprechen und Deutsch neben Religion als Hauptfächer einführen. Jeder Unbefangene wird das gern zugeben, auch wenn protestantische Missionsblätter und bisweilen auch kath. Missionare anderer Gegenden anders urteilen. Gewiß gibt leicht ein Stück Volksleben zugrunde, wenn die Jugend statt der alten heimischen Gesänge nun ihr „Deutschland über alles“ singt und nur mehr hochschätzt, was die neue Kultur bringt. Aber es gibt eben manche Kurven in den Bahnen der Geschichte, die keine Macht in andere Richtung schieden wird.

Doch zur Frage nach den Leistungen in unseren heimatischen Weisen! Wie steht es mit der deutschen Sprache auf den meisten Lippen der Bantu-Neger? Die Antwort gibt eine Kopie dessen, was die Feder eines lernebigeren Faunadungen aus ihr zu machen versteht. Die Mission unter den Fauna in Kamerun hat sich als das fruchtbringendste Feld der Pallottiner in Kamerun erwiesen. Mit ihren 8000 bis 9000 Schülern steht die Station Fauna längst an der Spitze aller Kameruner Missionsschulen. Auch der Zug zur Schule ist dort stets ein großer gewesen, eine Orientierung über eine Schulgründung im Neger-

Luft bezw. ein Austreten des Wassers zu verhindern. Ist nun diese Bedingung längere Gebrauchs zerfallen worden, so läßt sich im allgemeinen dadurch abhelfen, daß man diese Schraube einfach von links nach rechts festzieht, doch darf der Griff nicht zu schwer gehen; er muß auch noch von schwächerer Hand bedient werden können. Sofern das einfache Nachziehen nicht mehr hilft, ist die Schraube zu öffnen und der freie Teil der Spindel mit einigen Fasern Hanf zu umwickeln. Diese können leicht einer aufgedrehten Schnur entnommen werden, wobei man die Fasern am besten leicht einwickelt. Hierauf dreht man die Schraube mit einer Zange wieder auf und die Stopfbüchse ist wieder dicht. Sie pflegt hierauf jahrelang zu halten. Andererseits kann auch das Ventil die Schuld an der Undichtigkeit tragen. Im diesem Falle muß meist ein neues Leder eingelegt werden, was wiederum von Laien besorgt werden kann. Man stellt die Leitung ab und öffnet das Gehäuse, indem man die nach oben stehende Vierkantsschraube mit einem passenden Schlüssel öffnet. Dadurch wird das Ventil frei, in dem sich ein ganz dünner oder durchgehender Lederring befinden wird. Dieser ist wiederum durch eine kleine Sechskantmutter festgehalten. Letztere öffnet man, zieht den Rest der alten Lederseife heraus und legt eine neue ein, die man sich selbst zurechtschneiden kann. Diese soll mindestens drei Millimeter stark sein und darf keinen größeren Durchmesser haben als der bewegliche kleine Ventilteller am innern Ende der Spindel. Hierauf zieht man die Sechskantmutter wieder fest und setzt die Verschraubung ein. Gegebenenfalls kann man sich die Auswechslung dieses Leders von einem Installateur erklären lassen. Sie ist von Zeit zu Zeit ebenso notwendig wie das Befestigen der Stiefel. Dieses Nachziehen dauert umso länger, je leichter der Druck zur Abdichtung ausgeübt wird. Es genügt durch ein ganz leichtes Anpressen beim jeweiligen Abfließen, um den Austritt des Wassers zu verhindern. Neuerdings wurden wir mit einer großen Anzahl Konstruktionen von Wasserabflüssen beglückt. Ein Teil derselben hat jedoch den schwerwiegenden Nachteil, Luft in die Leitung eindringen zu lassen und so das Stoßen in derselben zu veranlassen. Hier kann nur ein Auswechseln des Hahnes dauernde Abhilfe schaffen.

den, auf ewig mit der Gestalt unseres deutschen Gelben verknüpft.

Das Klopfen in der Hauswasserleitung.

Das Klopfen in Wasserleitungen ist eine äußerst mißliche Erscheinung und hat ängstlichen Gemütern schon viel unnötigen Schrecken eingebracht. Wo- weilen tritt ganz plötzlich ein heftiges Stoßen innerhalb der Rohrleitung auf, um meist nach wenigen Sekunden wieder zu verschwinden. Besonders sind hierbei einzelne Zweigleitungen gefährdet, die nach Küchen oder außenliegenden Zimmern führen und deren Enstehung ein Ausflusshahn ist. Die Erklärung für diese merkwürdige Erscheinung läßt sich meist darin finden, daß durch ein undichtes Ventil, seltener durch undichte Verbindungen Luft in die Leitung eintritt, die ihrerseits natürlich auch einen Raum einzunehmen gezwungen ist. Dadurch wird der Wasserstrom unterbrochen; öffnet nun in dem betreffenden Leitungszweig irgend jemand einen Hahn, so ändern sich die Druckverhältnisse, und der geringe Druck der ins Rohr eingetretenen Luftblase reicht nicht mehr hin, um den äußeren Wasserdruck vom Wasserwerk her zu widerstehen. Es wird daher eine ständige Zusammenpressung und Wiederausdehnung der Luftblase stattfinden, was äußerlich dadurch bemerkbar wird, daß diese in harten Stößen nach irgend einer Ausflusstelle von dem nachfolgenden Wasserdruck vorgepreßt wird. Dementsprechend vermag ein rasches Öffnen des vom Stoß betroffenen Ausflusshahns die Erscheinung aufzuheben, bis der Stoß vorbei ist. Es pflegt dann stösend Wasser auszufließen, ähnlich dem Verhalten der Leitung im Winter, nachdem sie abgefroren war.

Die Abhilfe ist im allgemeinen recht einfach und kann bei einigem Verständnis sogar von Laien besorgt werden. Zunächst ist zu beachten, daß sich an der Spindel, die von dem Griff des Ausflusshahns ausgeht, eine dicke Scheibe mit einer Kanellierung am oberen Rande befindet. Diese stellt den Abflusshahn dar. „Stopfbüchse“ dar. Sie hat den Zweck, das in dem Hohlraum derselben befindliche Padmaterial — meist Hanf usw. — an die Spindel anzupressen, um ein Eindringen der

KF. Wann wurde Blücher zum „Marschall Vorwärts“?

Blücher ist der eigentliche Held der Befreiungskriege; ihm ist nicht nur ein entscheidender Anteil an der Niederwerfung Napoleons, sondern auch die höchste militärische Befähigung gewesen; in ihm ist der Geist dieser großen Zeiten sichtbar verkörpert. Und zum Symbol, zum Inbegriff seines Wesens, in dem sich für jeden gleichsam der weltgeschichtliche Gehalt seiner Persönlichkeit offenbart, ist sein Wort „Vorwärts“ geworden. Der Breslauer Professor und Naturphilosoph Steffens, der in der Umgebung des Helden den Feldzug mitmachte, feiert ihn „als den moralischen Mittelpunkt des Krieges“ und sieht das Geheimnis seiner Wirkung gerade in diesem einen Moment: „Es war das Wort „Vorwärts“, welches als die vollendete Gestalt in den langjährigen Zeiten des Drucks, in sich lebendig, fast durch philosophische Weisheit und kriegerische Kunst, mächtig hervortrat, und Deutschlands edelster selbständiger Geist war ihre Seele.“ — Wann und wie hat nun Blücher den Namen erhalten, in dem diese fortwirkende, leidenschaftliche, hinwärtende Gewalt des stets zur Attacke bereiteten Kriegerführers seine denkwürdige Prägung erfahren, den Namen des „Marschall Vorwärts“, durch den er so populär geworden? Bisher schon erstreute er sich so mancher Beinamen, wie es ja bei einer so eigenartigen, auffallenden und begeisterten, auslösenden Erscheinung ganz natürlich war. Die Franzosen nannten bereits 1794 „Quaque“; den roten Fuchsen, der im Wirbelsturm des Angriffs daherkam, „le roi rouge“ (den roten König). Seine Soldaten riefen ihn gern auch während des Befreiungskrieges als „Vater Blücher“ an. „Marschall“ war ja der Sieger an der Katzbach und bei Mollath noch nicht. Auch in der Völkerschlacht bei Leipzig gab es auf Seiten der Verbündeten nur einen Feldmarschall, nämlich den Oberbefehlshaber Fürsten Schwarzenberg. Bei den Franzosen dagegen kämpften acht Marschälle de l'Empire mit. Blücher wurde erst am Tage nach der Völkerschlacht zum Feldmarschall ernannt in einem Schreiben, in dem Friedrich Wilhelm u. a. sagten: Durch wiederholte Siege mehrten Sie Ihre Verdienste um den Staat schneller, als ich mit den

Beweisen meiner Dankbarkeit zu folgen vermag.“ Der neue Feldmarschall schrieb kurz darauf seiner Frau: „Als Frau Feldmarschallin mußt du nun anständig leben und sey nur nicht geizig und laß dich was abgehen ich kriege nun doch ein ansehnlich Gehalt“, und fügte ob all der andern Auszeichnungen melancholisch hinzu: „Mit die ordens weiß ich mich nun kein Raht mehr ich bin wie ein alt luttich Metz behangen.“ Bevor er aber den höchsten militärischen Rang durch die Gnade seines Königs erreichte, hatte ihm schon Soldatenmund diese Auszeichnung verliehen und ihm mit der Taufe zum „Marschall Vorwärts“ die größte Freude bereitet. — Es ist eine merkwürdige Fügung, daß dies Wort, das uns unendlich anmutet, dem siegreichen Helden zum ersten Male aus den rauen Rehen russischer Kassen entgegenklingt. Wie Varnhagen von Ense in seiner Blücher-Biographie auf Grund zeitgenössischer Berichte mittelt, geschah es am letzten Tage der Leipziger Schlacht, am 19. Oktober, daß Blücher, um den Feind aus Leipzig zu vertreiben, persönlich russische Truppen gegen das Gebirg führte. Sein Lieblingswort, das er schon so oft den Soldaten im Gefecht zugerufen, mußte ihm auch hier zur anfeuernden Ermunterung dienen. Unaufhörlich schrie er mit seiner gewaltigen Stimme den anstürmenden Russen das Wort „Vorwärts! Vorwärts!“ entgegen, so daß die der deutschen Sprache unkundigen Krieger wohl merken mußten, was das bedeute. Sie antworteten ihm daher auf seine befehligen Rufe mit der Anekdote „Marschall Perot“ und verließen ihm so den Ehrentitel „Marschall Vorwärts“. Auf den Fügung der Dichtung ist dann diese schöne Bezeichnung überall hingetragen worden. Arndt, der gleich nach der Leipziger Schlacht sein prächtiges Bild vom Feldmarschall zeichnete, lenkt den Titel noch nicht. Aber als der junge Wladimir zu Anfang des Jahres 1814 in ungezügelter Hoffnung, selbst gegen den Feind zu ziehen, seine vaterländischen Gefährten fand, da ist ihm das Wort „Vorwärts“ bereits die große Devise, die dem Zeitalter den Stempel aufdrückt, und er schließt mit der Strophe: „Vorwärts heißt ein Feldmarschall — Vorwärts laufe Streiter all! — Vorwärts! Kurz danach feiert Arndt den „Marschall Vorwärts“ in einem vielgelesenen Liede, und nun ist das Wort zum Allgemeinut gewor-

borse aus der Hand eines Schülers selbst wird darum in doppelter Hinsicht lehrreich sein. Der Schreiber ist ein Jahr unter Leitung eines schwachen Lehrers in einer Lebensschule gewesen und hat dann zwei Jahre auf der Hauptstation Jauunde selbst Unterricht genossen. Seit kurzem weiß er zur Unterstützung des Dozenten für Jauundesprache, Vater S. Reles P. S. M., in Berlin, ohne daß er im Deutschen einen geregelten Unterricht empfangen hätte. Natürlich tut das Verweilen unter Deutschen nun schon das Seine. Gleichwohl wird jeder Kenner sehen, daß trotz der beschränkten Unterrichtszeit ein recht befriedigendes Resultat erzielt ist. Man nehme nur zum Vergleich einen der berühmten „Soldatenbriefe“ heran oder auch den eines Lehrlings, der seit 2-3 Jahren keine Schulstunde mehr gesehen hat. Hier der Brief, wie er geschrieben wurde:

Unsere Schule. (In Olon Rem.) Als die Missionare nach Kamerun kamen, waren wir alle Heiden. Keiner wußte vom lieben Gott. Lesen und Schreiben konnte man noch nicht. Als die Missionare da (!) kamen, wurde eine Schule im Woblye gegründet. Viele Jungen gingen in die Schule, mein älterer Bruder war auch unter ihnen. Wenn er in den Ferien nach Hause kam, erzählte er uns vieles vom lieben Heiland, daß es zwei Leben gäbe, daß man in den Himmel kommen würde, wenn man fromm gestorben wäre. Er erzählte uns auch, was er in der Schule gelernt habe, und was für Arbeit es in der Mission gäbe. Wenn er das erzählte, freuten wir uns sehr. Ich wollte auch in die Schule gehen, aber mein Vater wollte es nicht. Nachdem mein Bruder viel gelernt hatte, wurde er Lehrer und in seine Heimat geschickt. Bruder Tennyah kam, um das Schulhaus zu bauen. Mein Bruder mit Namen Heinrich Tala ging überall hin, um Leute zu rufen, damit sie beim Schulbau hülften. Alle seine Brüder und Bekannten kamen und halfen. Unterdessen war ich zur Küste gegangen. Als ich zurückkam, erzählte man mir: „die Schule sei schon fertig gebaut!“ Ich sagte meinem Vater: „Ich gehe in die Schule.“ Er sagte: „Nein, mein Sohn, du darfst nicht in die Schule gehen, alle deine Brüder sind in die Schule gegangen, du mußt bei mir bleiben. Du siehst ja, wie ich allein bin, wer würde meine Frauen erben, wenn ich sterben würde?“ Ich erwiderte ihm: „Mein Vater, das geht doch nicht, ich muß in die Schule gehen und sehen, was mein Bruder mir früher erzählte. Der göttliche Heiland hat viel für mich getan, ich muß auch an ihn glauben.“ Endlich willigte er ein und ließ mich gehen.

Als ich zu meinem Bruder kam, hatte die Schule noch nicht begonnen. Tala hatte jeden Tag und jeden Abend bekommen, die Jungen sollten zur Schule kommen. Während des Schulbaues wollten die Jungen nicht in die Schule kommen. Nachdem die Schule fertig gebaut war, endlich kamen die Jungen in die Schule. In zwei Monate (!) hatte Tala schon zweihundert Schüler. Bevor die Schule anfing, kam Vater Hoegen zum Tala, um die Schüler aufzusuchen, so konnten Morgens rief er alle Schüler zusammen und stellte wir uns in einer Reihe. Die Jungen, welche ungefähr 18-19 Jahre alt waren, wurden Kostkinder genannt. Diejenigen, die 16-17 alt waren, wurden als Schüler aufgenommen. Nachdem er das gemacht hatte, gingen wir in die Schule. Vater Hoegen hielt lange Rede und Heinrich Tala wollte uns nachfragen, was Vater Hoegen sagte. Nachher schrieb er unsere Namen auf und Jahre, wie lange wir in der Schule bleiben müssen. Nachdem Vater Hoegen alles gemacht hatte fuhr nach Wobly. Wir bleiben bei Heinrich Tala. Manche Jungen belamen Heimgeweh besonders die kleinen welche 9-10 Jahre alt waren. Die Schule dauerte 3 Stunden von 8 Uhr morgens bis 11 Uhr. Wenn die Schule aus ist, gingen wir baden. Heinrich Tala wohnt nebst (!) ein großes Haus, der heißt Alona, denn der Hoegen. Vater Reles hat gesagt, daß jeder Junge schwimmen können. Wir gingen zum Baden, bevor wir in die Schule gingen. Wenn die Schule

aus ist, gingen wir wieder baden. Sonnabend gingen alle Jungen nach Hause und holten Essen von ihren Eltern. Jeder Schüler muß selbst kochen. Ich blieb bei Heinrich Tala ein Jahr und dann wurde ich auf der Missionsstation aufgenommen.



Graf von Alvensleben f.,
ehemaliger deutscher Botschafter in Petersburg.

Deutschland.

Berlin, 18. September.

Die Verhöhnung des kath. Ordenslebens auf der Internationalen Bau-Ausstellung in Leipzig, von der wir unsere Leser unterrichten, ist natürlich ganz nach dem Herzen der Sozialdemokratie. Das dortige Parteiprogramm, die „Leipziger Volkszeitung“, beliebt zu schreiben:

„Die Pfaffen sind nun, nachdem zuvor allerlei Wunderwerk (!) über Bilder und Vorgänge auf der Jba sich aufgehalten hat, ebenfalls in eine Protestbewegung eingetreten. Weil im Kornhaus die Mink-Schrammeln im Ordenskostüm konzertieren und die Kellner dort ebenfalls im Ordenskostüm servieren, sind die braven Seelenhüter an St. Trinitatis in Unruhe geraten. Sie sind schließlich beim Direktorium der Jba vorstellig geworden und haben die Antwort erhalten, daß niemand daran gedacht habe, der katholischen Kirche ein Vergehen zu berechnen. Schließlich hat das Direktorium die katholischen Seelenhüter zu einem Rundgang durch die Räume der Kornkammer eingeladen. Worüber motivieren sich denn die frommen Männer an St. Trinitatis? Die Dominikanermonche sind doch stets recht lebensfrohe Geister gewesen, die mindestens den Wein und den Gesang sehr liebten — wahrheitsgemäß auch das Weib (!) Und daß in den meisten Klöstern recht lebhaft potuliert (!) und auch weiblich musiziert wird, sollte doch auch den Pfarrern von Trinitatis nicht unbekannt sein. Was verschlägt es deshalb, wenn da draußen Musikanten und Kellner sich als Dominikaner kostümierten? Wer je in einer katholischen Gegend einen Fasching mitgemacht hat, hat dergleichen Kostümierungen auf Bällen und auf den Straßen ebenfalls gesehen, ohne daß die Geistesfreiheit oder die katholische Bevölkerung daran Anstoß nimmt.“

Es genügt dies, um erneut zu beweisen, wie die Sozialdemokratie es mit den besten Gefühlen des menschlichen Herzens meint.

Arbeitszeit in sozialdemokratischen Betrieben. Der Verband der Lagerhalter, der den freien Gewerkschaften angehört, veröffentlicht von Zeit zu Zeit Mitteilungen über die Arbeitszeit in den der Sozialdemokratie nahestehenden Betrieben. Nach der neuesten Veröffentlichung haben, wie wir der Deutschen Tageszeitung entnehmen, über 45 Proz.,

also fast die Hälfte aller in solchen Betrieben beschäftigten Personen, eine Arbeitszeit von täglich über 10 bis 13 Stunden. Bei fast 5 Proz. der Angestellten steigt die tägliche Arbeitszeit von über 13 bis auf 16 Stunden.

Landwirtschaftliches.

LKR Landwirtschaftliche Provinzial-Ausstellung in Essen.

Die Ausstellung ist tot, es lebe die Ausstellung, so kann man sagen, wenn man das rege Treiben beobachtet, welches auf dem Ausstellungsplatz der Stadt Essen herrscht. Am Sonntag hat die Gewerbeausstellung ihre Pforten geschlossen und schon hat die Arbeit eingesetzt, um die Vorarbeiten für die am 21. September zu eröffnende 80. Provinzialausstellung des Landwirtschaftl. Vereins für Rheinpreußen zu gutem Ende zu führen. Viel muß in dieser kurzen Frist von 14 Tagen geschehen, aber wir zweifeln nicht, daß die gleiche Pünktlichkeit und Arbeitsamkeit, welche die rechtzeitige Eröffnung der Gewerbeausstellung ermöglichten, auch hier ähnliche Wunder zeugen wird. Die Anmeldungen zur landwirtschaftlichen Ausstellung sind so zahlreich eingegangen, daß die ganze Ausstellungshalle und die beiden Vorhallen bis auf den letzten Platz gefüllt sein werden. In dem gleichen Raum, welchen die Architektur-Abteilung der Gewerbeausstellung eingenommen hat, werden wir die Bestrebungen heimatischer Baukunst zur Darstellung gebracht sehen, während in der gegenüberliegenden Halle das farbenbunte Bild des Nutzgeflügs sich zeigen wird. Auch die Kaninchen, für welche als das Fleischtier des kleinen Mannes das Interesse aller Volkswirte in steigendem Maß zu begriffen ist, werden hier untergebracht sein. Die große Ausstellungshalle mit ihren fast 4000 Quadratmeter Fläche wird einheitlicher gegliedert sein als dies bei der Gewerbeausstellung war. Die niedrigen Seitenschiffe sind getrennt und bieten den verschiedenen Sonderausstellungen einen den einzelnen Gegenständen angepaßten Raum. Hier wird die Fischzucht und die Jagd vertreten sein und hier sind auch in besonderen Räumen die Darstellungen der Essener Wetterwarte sowie ein reichliches Material über Rauschgiftbekämpfung ausgestellt. Das verbleibende Mittelschiff gliedert sich in drei Teile. Der westliche Teil ist dem Obst- und Gemüsebau vorbehalten, der östliche der Maschinenabteilung. Die Mittelhalle wird die außer Wettbewerb gezeigten Erzeugnisse der Villa Hügel aufnehmen und hierdurch einen besonderen Anziehungspunkt für jeden Besucher darstellen. Ein völlig anderes Bild aber zeigt die Außenanlage des Platzes. Der Raum vor den Ausstellungsterrassen ist gärtnerischen Anlagen vorbehalten. Den Abschluß nach dem Bahngelände hin bildet ein geschmackvoller Neubau, der einen Musterhof, einen Ziegenstall und, wie wir betonen dürfen, als ganz besondere Anziehung einige Kreuzungsstiere zwischen dem heimischen Rindvieh und dem afrikanischen Zebu beherbergen wird. Der Boden des Rühlbadstals, der zurzeit der Gewerbeausstellung noch ein wenig an „Schuttalben“ erinnert, ist zum Teich geworden, auf dem sich die Vögel des Wassergeflügs tummeln werden. Ueber den Standamm hinweg führt ein Weg unmittelbar in die Maschinenausstellung, welche den ganzen Raum bis zur bisherigen Hauptstraße im Vergnügungspark einnimmt. Als Andenken an die Gewerbeausstellung ist hier das Regerdorf stehen geblieben.

Am Eröffnungstage wird dann die große Ausstellungsstraße, an welcher jetzt auch die Schaubuden stehen, rechts und links von Maschinenausstellungen umgeben sein. Sie führt dann weiter an Alt-Essen vorbei unmittelbar zu dem neu hinzugezogenen Platz, welcher sich am Dienstag, dem Hauptausstellungstage mit Pferden, Rindvieh, Ziegen und Schweinen beleben wird.

Vermischtes.

Carnegies Leibwache wäh-rend der Friedenspalast-Feiern in Wien. Seit, nachdem Andrew Carnegie, der amerikanische Multimillionär, Holland wieder verlassen hat, kommen allenthalben Enthüllungen an die Öffentlichkeit. Sie sind — d. h. wenn sie auf Wahrheit beruhen — nicht durchweg schmeichelt für den großen Philanthropen und Menschenfreund, als den man sich Carnegie vorzustellen geneigt ist. Aber auch Carnegie ist schließlich nur ein Mensch, und trotz seiner vielen, vielen Millionen natürlich kein beneidenswerter. Carnegie, einer der Reichsten der Erde, der den Weltfrieden verwirklichen will, ist selbst nicht instande, sich der ständig ihn umlaufenden Feinde zu erwehren. Überall, bei Tag und bei Nacht, ist ein Stab von Geheimpolizisten um ihn herum. Schon acht Tage vor Carnegies Landung an der holländischen Küste weilten in Haag und in Scheveningen ungefähr 20 Detektivs, um ihm die Wege zu bereiten und dafür zu sorgen, daß ihm kein Leid geschehe. Ein Teil von ihnen war im vornehmsten Hotel im Haag, ein Teil im „Kurhaus“ zu Scheveningen abgeteilt. Amerikaner, Franzosen, Schweizer — ja selbst Russen waren darunter. Kein Mensch wußte — ausgenommen vielleicht die politische Geheimpolizei — daß diese Herren, die sich teils als harmlose Vergnügungstreisende ausgaben, jeden Tag mit ihren Autos Touren unternahmen und einander gar nicht zu kennen schienen den Vortrag von Carnegies Leibwache bildeten. Die eigentliche Kerntruppe kam erst später, mit Carnegie selbst. Zu ihr gehörte u. a. auch eine Dame, die am Tage der Eröffnung des Friedenspalastes in ihrem Auto mit den schweizerischen Garben allenthalben geheimnisvolle Ausflüge in und um den Haag machte. Carnegie war während seines Aufenthaltes in Holland des Gast des amerikanischen Gesandten Lord Bryce. Auch dessen Wohnung stand Tag und Nacht unter geheimnisvoller Bewachung. Und wenn Carnegie — in dem grauen amerikanischen Gesellschaftsautomobil — ausfuhr, dann saß neben dem Chauffeur ein gallionierter Diener, der auch noch andere Dienste verrichtete, als den Wagenschlag zu öffnen und zu schließen. Gewiß, Andrew Carnegie ist ein reicher Mann — aber kein beneidenswerter, denn das Gefühl, frei zu sein und nicht beständig für Leib und Leben zittern zu müssen, ist mit seinen Milliarden nicht aufzuwiegen!

Die stetig anwachsende Auflage unserer Zeitung macht es notwendig

den Schluß der Inseraten-Annahme

im Interesse der rechtzeitigen Fertigstellung unserer Zeitung pünktlich einzuhalten. Geschäfts-inserate wollen man daher stets bis spätestens

7 Uhr abends

an uns gelangen lassen. Kleine Inserate werden ebenfalls möglichst abends vorher erbeten. Erst morgens ausgegebene kleine Inserate werden nur soweit möglich für die betreffende Nr. noch aufgenommen.

Todesanzeigen etc. können bis 8 1/2 Uhr morgens aufgegeben werden.

Unpolitische Zeitläufe.

(Nachdruck verboten.)

N Berlin, 18. September.

Wenn des Apostel Paulus heute noch lebte, so würde er ein großer Zeitungsschreiber sein. Das ist eine alte und richtige Bemerkung. Paulus würde unter den neuzeitlichen Verhältnissen die Presse als ein wertvolles Hilfsmittel seines Apostolats erkannt und mit seiner meisterhaften Geschäftlichkeit ausgenutzt haben. Wahrscheinlich hätte er gesagt: Wir leben in einem papierenen Zeitalter; die Welt benutzt das Papier für ihre irdischen Zwecke, der Teufel benutzt das Papier für seine höllischen Zwecke; wir müssen auch das Papier benutzen für die Seelsorge! Demgemäß würde er nicht allein für die Verbreitung von guten Tageszeitungen, Sonntagsblättern, Pfarrkalendern, Messtblättern usw. gesorgt, sondern auch seinen Geistlichen angeraten haben, sich einen Kartenschatz anzulegen.

Was hat denn ein Kartenschatz (oder eine Kartothek) mit der Seelsorge zu tun? Es handelt sich nicht um eine Sammlung von Landkarten oder Spielkarten oder Ansichtskarten, sondern um Seelenkarten. Jede Familie oder jedes Einzelmitglied der Gemeinde erhält eine Karte, auf deren Vorderseite die Personalien verzeichnet sind; auf der Rückseite kann der Seelsorger notieren, was er über dieses Gemeindeglied zu behalten wünscht. Wenn diese Kartensammlung stets auf dem Laufenden gehalten wird, so hat der Seelsorger immer ein klares Bild von seiner Gemeinde und einen sicheren Leitfaden für seine Tätigkeit.

König Friedrich IV. wollte bekanntlich von einer Staatsverfassung nichts wissen und erklärte, er wolle kein Blatt Papier zwischen sich und seinem Volke haben. Das Blatt Papier ist doch gekommen, weil es notwendig war, und es hat nicht trennend, sondern verbindend gewirkt. Soll nun etwa ein Geistlicher auch sagen: Ich will kein Kartenpapier zwischen mir und meinen Pfarrkindern haben? Das wäre nicht richtig, denn der Kartenschatz soll ihn ja gerade seinen Schäflein näher bringen. Namentlich den Schäflein, die der Hirtenseelsorge am meisten bedürfen.

Ja, früher da ging es ohne papierene Hilfsmittel, als in dem Dorfe eine fest angelegene Bevölkerung wohnte, die allesamt, groß und klein, mit dem Geistlichen ganz genau bekannt waren. Da waren keine Gedächtnisstützen nötig, Ort und Herde waren und blieben vollständig miteinander verflochten. Jetzt ist es ganz anders geworden. Wir haben die Freizügigkeit, welche die Menschenmasse fortwährend durcheinanderwirrt, und wir haben die Anhäufung in den Städten, die dem Seelsorger immer wieder Hunderte oder gar Tausende von neuen, unbekannten Gemeindegliedern beschert. Wie soll er die zuströmende Bevölkerung kennen lernen und versorgen?

Wie schon das ergreifende Evangelium vom guten Hirten lehrt, ist es die dringende Aufgabe, dem irrenden Schaf nachzugehen und es wieder zur Herde zu tragen. Wenn nun aber nicht ein oder zwei, sondern Hunderte zugleich in der Gefahr der Abirrung sind, was soll dann der besorgte Hirt machen, um allen noch Möglichkeit gerecht zu werden? Er darf keine Zeit verlieren, denn nur zu oft kommt er zu spät. Er muß mit seiner Kraft hausväterisch umgehen, damit das Dringende und Wichtigste vorweg erledigt und nicht unter dem Unwichtigen leidet. So kommt der eifrige Geistliche von selbst auf den Gedanken, durch technische Einrichtungen die seelsorgliche Tätigkeit zu erleichtern und zu gestalten, und daran schließt sich naturgemäß die Veranlassung von Laien als Helfer im Dienst. Kartenschatz, Blätterverteilung, Vereinswesen, Laienhilfe — das gehört alles zusammen, ein Rat greift in das andere, und das Ganze dient der Rettung der unterliegenden Seelen.

Während des Katholikentages in Metz habe ich mit großem Interesse die Wanderausstellung angesehen, die von der Freien Vereinigung für Caritathilfe in der Seelsorge veranstaltet war. Die Ausstellung ist dann nach Münster gebracht worden zu der großen Tagung des Caritasverbandes für das katholische Deutschland. Auf der Ausstellung fand man das Wort bewacht: die Liebe macht erfindend. Die Liebe zu Gott und den Mitmenschen, der Eifer für das Reich Gottes und das

Wohl der Menschen drängen auf neue Wege und zu neuen Methoden. Alle technischen Hilfsmittel, welche die Fortschritte der Zeit bieten, werden aufgegriffen und verwertet für die Seelsorge. Auf der Ausstellung kann man lernen, wie die Kartotheken und die Archive für die einzelnen Pfarren, sowie für die Zentralen der Großstädte am zweckmäßigsten eingerichtet werden. Man findet ferner zahlreiche Muster von Pfarrkalendern, Pfarrbüchern, Jahrbüchern, Messtblättern, Sonntagsblättern, Broschüren zur Massenverbreitung für Seelsorgszwecke, Drucksachen zur Belehrung der Zugewogenen, Drucksachen für Vereine sowie zur Vorbereitung von Missionen, auch noch besondere Kartenschränke für die Jugendpflege usw.

Daraus kann der Geistliche die wertvollsten Anregungen und Belehrungen schöpfen. Aber nicht allein der Geistliche, sondern auch jeder Laie, der sich durch Hilfeleistung verdient machen möchte.

Unter den neuzeitlichen Verhältnissen kommt das Laien-Apostolat recht zu Ehren und zur Wirkung. Nicht, als ob die Laien in das geistliche Amt hineinzuwühlen wollten. Nein, sie wollen nur Dienste leisten, und als Handlanger sich nach Kräften nützlich machen. Das Feld für die Laienhilfe ist ja leicht zu erkennen.

Da erfordert zunächst der technische Betrieb eine Menge Arbeit, die eine gewandte Laienhand ebenso gut leisten kann, wie eine geistliche Hand. J. B. die Einrichtung und Pflege des Kartenschatzes und die sonstige Arbeit mit der Schreibmaschine und der Feder. Es ist sogar notwendig, daß diese mechanischen Arbeiten den Geistlichen abgenommen werden, damit sie Zeit und Kraft für die eigentliche Seelsorge behalten. Dazu kommt das Verteilen von verschiedenen Drucksachen, die wir schon erwähnt haben. Das ist natürlich erst recht Laienarbeit, und zwar eine sehr wichtige und segensreiche Arbeit, die durch tüchtige, freiwillige Helfer viel besser besorgt werden kann, als durch bezahlte Personen.

Dann bietet das Vereinswesen eine große und dankbare Arbeitsstätte für eifrige Laien. Das Werden für die Vereine kann in der Regel der Laie unter seinen Alters- und Stam-

desgenossen viel freier, flotter und erfolgreicher betreiben, als der Geistliche. Und wenn er den betreffenden Alters- und Standesgenossen auch nicht gerade zum Eintritt in den Verein zu bewegen vermag, so kann er ihm doch zum Besuch des Gottesdienstes, zum Empfang der Sakramente freundschaftliche Anregungen und Anleitungen geben. In großen Gemeinden kann der Geistliche unmöglich mit allen Zugewogenen rechtzeitig Umgang gewinnen. Es wird ihm schon sehr schwer, die Familien anzufinden. Wie soll er nun erst mit den Bedingen bekannt werden, die tagsüber bei der Arbeit und abends selten zu Hause sind? Da können die Laien, die an der Arbeitsstätte oder sonst gelegentlich mit dem Zugewogenen zusammenstreffen, in die Besuche treten und die fehlende Verbindung herstellen. Es ist eine hehre und heilige Hilfsarbeit, die der brave Laie in aller Bescheidenheit und Unterordnung leistet.

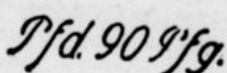
Wenn wir beim Beispiel vom Hirten und dem Schaflein bleiben, so könnte man den helfenden Laien vergleichen mit dem treuen Schäferhund. Das sieht auf den ersten Blick nicht sehr ruhmvoll aus; aber stehen wir uns nicht an den Hirtinnen, sondern bedenken wir, daß dieser wackere, sorgsame, muntere, unermüdete Gehilfe des Hirten seine großen Verdienste hat um das Wohl der Herde. Ohne ihn würde viel Verwirrung und mancher Schaden eintreten. Und wenn ein treuer Laienhelfer sich sagen kann, er habe ein Schäflein bewahrt, eine unsterbliche Seele gerettet, ist das nicht reichlicher Lohn und hohe Ehre für seinen Dienst?

Auch das weibliche Geschlecht kann und soll sich auf seinem Gebiete an der verdienstvollen Hilfsarbeit beteiligen.

Im Anbeken an die herrliche Kreuzigungsrede des Vater Bonaventura möchte ich rufen: Freiwillige vor! Wer solche Hilfsdienste für die Seelsorge leistet, der ist auch ein Kreuzfahrer, ein Mittäpfer gegen die drohende Entchristlichung.

Die Liebe macht erfindend; die Liebe macht auch arbeitsfreudig

Quelle Wildungen und steht in ihrer überaus glücklichen Zusammen- setzung einzig in der Welt da. Daher ist Vorsicht gegenüber allen Empfehlungen von Ersatzmitteln geboten. Schriften frei durch Fürstliche Wildunger Mineralquellen A.-G., Bad Wildungen. — 1912: 14327 Badegäste und 2245831 Flaschenversand. — Zu haben in allen Apotheken u. Drogerien.



Mandelmilch-Pflanzenbutter-Margarine.

Dr. v. Brandt, Königlichcr Landrat.

Der Bürgermeister:
Guten.

Kaark: Heinrich Effen,
Kerpen: Ch. Comé,
Kleinenbroich: F. Schäfer,
Königshoven: Christ. Worschhoven,
Königshoven: Ad. Robens,
Langel: Carl Krenzig,
Neurath: Peter Sachhausen,
Neuerfurth: Anton Altmeyer,
Neuerfurth: F. Krill,
Niederembt: Gottfried Rodrigo,
Niederlaffel: Carl Bisser,
Nievenheim: Ed. Gruttoffer,
Oberlaffel Arnulfstraße 6: W. Walzer,
Oberlaffel: J. Wilken, Rektor a. D.,
Okerath: Th. Thoven,
Okenrath: Ad. Maasen,
Rommerskirchen: Christ. Endrich,
Schiefbahn: Johann Orth,
Schiedrum bei Rosellen: F. Schilling,
Sindorf: Max. Baden,
Steinhausen bei Biedberg: Aug. Schumacher,
Thenhoven: Math. Paar,
Thorr: Adolf Jervina,
Uedesheim: Lambert Rig,
Wedhoven: Heinrich Fork,
Wevelinghoven: Wilhelm Püllen,
Widrath: Joh. Lorenz,
Widderhoven: Dr. Schroeder jr.,
Willa: Carl Adams,
Worringen: Jos. Lays,
Zons: Hub. Richter.

